

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Seelsorgergruppen im Blickfeld?

Es gab Zeiten, da zogen sie die Blicke mehr auf sich: die Priestergemeinschaften, die Seelsorgeteams, Fraternitäten und was es alles gab und gibt. Zur Zeit des Konzils und kurz nachher blickte man gespannt auf die Wege kleiner Gruppen inmitten der Seelsorge. Ihr Aufbruch muß damals verlockend Neues verheißen haben, obwohl solches zu fast allen Zeiten versucht wurde. Es scheint, die Suche nach diesen Formen ist nicht abgebrochen. Im Gegenteil, sie verstärkt sich neu – allerdings diesmal weniger optimistisch, weil zu verstehen auf einem viel bedrängenderen Hintergrund¹.

Weit über ein akademisches Interesse hinaus

Eigenes Erleben weckte mein Interesse an dieser Ausprägung der Seelsorge. Während ich als Diakon, dann als Priester meine ersten Eindrücke aus der Seelsorge sammelte, machte ich mir wachsend Gedanken über die Zukunft des Seelsorgers – über meine Zukunft. Ich wußte, wie vereinsamt mancher Priester arbeitet und lebt. Die Zürcher Atmosphäre ließ mich mehr als anderswo spüren, was uns Pastoralsoziologen und Pastoraltheologen immer neu zeigen: wie eine Kirche trotz gewaltiger Anstrengungen an den Rand gedrängt wird, und die Seelsorger mit ihr. Als jungen Priester mußten mich diese Fragen bewegen: Woran halte ich mich als einzelner, als Einzelter? Wo kann ich menschliche Stützung erwarten, wo geistlichen Halt? Was tun, wenn in gänzlich säkularisiertem Land eine mit-glaubende Umgebung weitgehend entfällt? Mir schien, auch eine Gemeinde könne lange nicht alle Stützung leisten, die erfordert wäre. Wer aber sonst? Die Zukunft lag griffnah. Sie konnte damals und kann heute nicht nüchtern genug eingeschätzt werden: Noch weniger Seelsorger, noch weniger – gute – Selbstverständlichkeit im Glauben, wachsender Druck in vielerlei Hinsicht, noch mehr Zersplitterung, Vereinzelung, Vereinsamung – und, als Notwehr unvermeidlich – noch mehr Verplanung.

Dagegen stand die Erfahrung einer Gruppe, die mich geistlich bereichert hatte. Die Seminarjahre im römischen Germanicum ließen mich das Wagnis und den Wert geistlicher Gesprächsgruppen kennenlernen. Dieser Austausch konnte nicht weiterdauern, soviel wußte ich. Doch sollte dieses Miteinander bloß Sandkastenspiel gewesen sein? Brennpunkte geistlichen Geschehens, die nicht einsam zu verlöschen brauchen, deren

¹ Der Autor bezieht sich in diesem Artikel und in zwei Folgeartikeln auf seine Doktoratsthese: „Sammlung in der Sendung. Der geistliche Wert der Gemeinschaft in verschiedenen Seelsorgergruppen der deutschsprachigen Schweiz. Darstellung und Deutung einer Befragung“, Rom, 1979, Dissertation. Die leicht gekürzte Arbeit wird in etwa einem Jahr (anfangs 1982) beim Verlag Benziger erscheinen. Zwei weitere Beiträge des Autors werden sich mit den Ergebnissen der Arbeit beschäftigen. (Schriftleitung)

missionarische Ausstrahlung im Gegenteil um so stärker ist, sie müßten im kirchlichen Dienst der Zukunft vermehrt wahrzunehmen und zu erleben sein. Kirche besteht in beidem: in Brennpunkten, die sammeln – aber auch im Zeugnis für viele, in der Sendung überallhin. Inmitten der erlebten seelsorgerlichen Situation schien mir das Wechselspiel zwischen innen und außen gefährdet. Gleichzeitig verliehen nicht wenige solcher Brennpunkte Hoffnung! Immer wieder versuchte ich, solche Zusammenhänge zu sichten, bis mich das Studium am Spiritualitätsinstitut der Gregoriana in Rom auf den Gedanken brachte, dieses Fragen und Suchen müßte in eine Dissertation einzubringen sein. Ich sah eine Auseinandersetzung vor mir, die bemüht sein mußte, auf Gegebenes zu achten, eine Arbeit, der Gedankengebäude wenig halfen.

Und trotzdem überrascht die Wirklichkeit

Von Anfang an galt es zu schauen, zur Kenntnis zu nehmen, was *ist*, nicht was sein *soll*. Das Vorhandene, Lebendige würde *später* auch etwas über das Sollen sagen. Wahrnehmen – aber wo beginnen? So weit ausblicken wie möglich, war mein Wunsch. Mindestens den deutschen Sprachraum überschauen! Ich mußte mich bald bescheiden. Zu vielfältig war das, was in kurzen Zeiträumen zu leben und zu wachsen begonnen hatte. Die deutschsprachige Schweiz wurde schließlich zum, wie mir schien, gar bescheidenen „Feld“ meiner Untersuchung.

Ich nahm Kontakte auf, versuchte ein erstes Bild zu bekommen. Und die Überraschungen rissen nicht ab. Hatte ich bislang eine mehr oder minder feste Vorstellung von Priestergemeinschaften, so traf ich im Raum, dem mein Interesse galt, nur wenige Gruppen, die ich so hätte benennen können. Ich erwog die Gründe dafür. Der eindeutige war der: Es werden wenige bleiben müssen, weil der Priestermangel ein Mehr klar verunmöglicht. – Entstanden waren aber Pfarrei-Teams, die neben Priestern auch Laientheologen, Sozialarbeiter, Katechetten und andere seelsorgerliche Mitarbeiter umfaßten. Mein Fragen hatte ebenso Ordensgruppen zu berücksichtigen, die im seelsorgerlichen Einsatz stehen. Sie alle versuchen in je verschiedener Weise dem einen Verkündigungsauftrag nachzukommen. Sie erstreben es, Geistliches zu leben, in ihrer recht unterschiedlichen Art. Sie alle als Seelsorger anzusprechen, sollte wenigstens begrifflich keine Schwierigkeiten bereiten. Denn soviel scheint sicher: In Zukunft werden nicht-priesterliche Mitarbeiter große Teile der Seelsorge wahrnehmen.

Das Projekt einer These über gemeinschaftliche Spiritualität unter Seelsorgern sollte nicht am Reißbrett entwickelt werden, sondern so gut es ging mit den „Betroffenen“ selbst. Ob über Spiritualität jemals wissenschaftlich zu sprechen sei, gab man in den unterschiedlichsten Gruppierungen zu bedenken. Spiritualität sei Praxis, sei Leben! Manche akademische Fragestellung meinerseits mußte weichen. Deutlich hatten diese ersten Kontakte ergeben: Spiritualität im Sinn von gelebtem und verantwortetem Glauben sollte das vorrangige Thema aller weiteren Gespräche bilden.

Der Versuch, Leben wahrzunehmen

Das Ganze wuchs in erneuten Kontakten und im Erarbeiten eines Leitfadens für zukünftige Gespräche, die – geistliches – Leben offenbaren sollten. Vielfältig kristallisierten sich Fragen aus: Was ist überhaupt Spiritualität? Was seelsorgerliche Spiritualität?

Wie nimmt eine solche Gestalt an, in einer Gruppe oder Gemeinschaft drin? Welche geistliche Dynamik – mithin welche Gruppen-Dynamik – wird wirksam? Solche Fragenbereiche sollten den Gruppen vertraut werden, bevor sie sich zu einem Mittun verpflichteten. Ich hoffte ja, diese Gruppen und ihre Mitglieder als Gesprächspartner zu gewinnen und über eine längere Zeit zu behalten. – Ganz neutral nenne ich sie „Gruppen“, nach Art der Soziologen, weil ihrer Namen so viele sind: Team, Gemeinschaft, Fraternität, usw.

Immer klarer wurde mir, daß meine ganz persönliche Arbeit das *Hinhören* sein würde. Dabei konnte ich nicht wissen, wieviel das kostet! Wie hören? Ich hatte Fragen zu stellen, sehr präzise Fragen sogar – in soziologischer Weise – und dann eigentlich nur teilzunehmen an dem, was nun geäußert, was ausgetauscht würde. Bald stand fest, daß der größere Teil dieser Gespräche als Gruppengespräche zu führen sei, nur wo die Discretion es anzeigte als Einzelgespräch. Bloße Informationsfragen wollte ich schriftlich einziehen. Die Gruppengespräche sollten jedesmal Gelegenheit bieten zu einem gemeinsamen Weg, zum Gruppen-Prozeß. Das Ganze kann eine Befragung genannt werden, ein Wahrnehmen von Vorhandenem. Erst später war all das zu deuten.

Die Humanwissenschaften boten mit ihren spezifischen Gesprächsmethoden wertvolle Hilfe. Auch inhaltlich führte zwangsläufig vieles hinein ins Feld dieser außertheologischen Disziplinen. Und doch sollte es zu keiner Mixtur kommen. Das Ziel blieb ein theologisches: zu erkennen, worin die geistliche Bedeutung der verschiedenen Seelsorgergruppen bestand. Um diese Zielrichtung einzuhalten, bewegten sich die Fragen im Themen-Dreieck: Zusammenleben, Zusammenarbeit und spiritueller Zusammenhalt. Die gelebte Wirklichkeit selbst sollte zu Wort kommen und zur geistlichen Mitte hinführen. – Nach allen Klärungen war der Fragebogen auf über vierzig Seiten präzise zu Papier gebracht. Damit war der Weg, die Methode der Gespräche vorgezeichnet. Das Gespräch selbst blieb das Ungewisse. Ein scheinbar trockenes soziologisches Instrumentarium bot Hand zu einem Abenteuer.

Das Gespräch – ein geistliches Wagnis

Eigentlich war alles noch ungewiß. Erst mit einer Handvoll Gruppen war ein „Prozeß“ angelaufen. Noch hatte niemand sein endgültiges Einverständnis gegeben, bei der ganzen Befragung als Gesprächspartner mitzuwirken. Ich suchte die Kontakte auszuweiten. Manchmal war es nicht leicht, weitere Gruppen aufzuspüren. Gleichzeitig hoffte ich, daß bald ein Klima des Vertrauens entstehen würde, aus dem heraus meine Gesprächspartner diesen langen Weg mit mir gehen könnten. Darum wollte ich zuerst eingehend klarmachen, worum es ging, wieviel Zeit einzusetzen sei, welches Wagnis gegebenenfalls dieser gemeinsame Weg beinhalte. Wer konnte denn absehen, welche Fragen, Probleme tatsächlich im Ablauf des Ganzen aufbrechen würden?

Nach geduldigem Abklären gaben siebzehn Gruppen mit insgesamt achtzig Mitgliedern ihr Einverständnis, in dem nun deutlich umrissenen Rahmen mitzuarbeiten. Absagen gab es demgegenüber nur wenige. Das durfte ich als einen ersten Vertrauenserweis werten. – Da nun meine Gesprächspartner bekannt waren, bot sich ein Spektrum der unterschiedlichsten Gruppen an: Ausgesprochene Priestergruppen (z. B. Oratorium, Focolarini, Schönstatt) standen neben Pfarrei-Teams mit verschiedenen nicht-priesterlichen Seelsorgern. Diese wiederum unterschieden sich in spirituell betonte

oder deutlich funktional ausgerichtete Teams. Hinzu kamen Ordensgruppen, die im direkten Seelsorge-Einsatz stehen, wie etwa franziskanische Fraternitäten.

Alle Gruppen waren mit jeweils unterschiedlichem Gewicht durch die weitgehende Zusammenarbeit in der Seelsorge, durch ihr Zusammenleben oder durch das spirituelle Band zu charakterisieren. Unter diesen „Typen“ war – im Hinblick auf einen späteren Vergleich – ein ausgewogenes Verhältnis zustande gekommen. War nun dieses „Feld“ innerhalb der deutschsprachigen Schweiz repräsentativ genug? Ich meine nach allem, daß der dargestellte Prozeß eine bezeichnende Auswahl ermöglicht hat. – Verschiedenheit hatte ich bei aller grundlegenden Gemeinsamkeit angestrebt, damit sich im Vergleich Konturen gegeneinander abheben konnten, damit Umrisse, Profile sichtbar würden.

Die Momentaufnahme: ein langes Hinhören

Nie hatte ich im Sinn, eine historische Arbeit zu schreiben. Alles sollte zu einer Momentaufnahme werden. Immerhin sollte der Zeitraum genügend lang sein, um wirklich aufzunehmen – um hinzuhören. Was im ersten Halbjahr 1977 in diesen Gruppen lebte, floß zu einem vielfältigen Eindruck zusammen. Aus den ganz unterschiedlichen Gesprächen konnte eine „Reportage“ von großer Dichte erstellt werden. Ich hörte zu und griff kaum je in den Gang der Gespräche ein – mit der Ausnahme, daß ich eben Fragender war. Spielregel blieb, daß meine Gesprächspartner nur auf diejenigen Fragen eingingen, die *sie* beantworten wollten. Viele persönliche Kontakte gaben dem Gehörten größere Tiefe. In einem bestimmten Ausmaß konnte ich am Leben und an der Arbeit mancher Gruppe teilnehmen: Man bat mich, bestimmte Aufgaben zu übernehmen oder lud mich ein, an Arbeitstagen, an Besinnungstagen der Gruppe teilzunehmen, um mit ihr ihren Weg zu überdenken – als Hörender, als Lernender. Und ich konnte jedesmal mit viel Respekt zur Kenntnis nehmen, was da lebte. – Trotz dieses vielfältigen Austauschs, trotz der Freiheit im Gespräch blieb der Fragebogen mit seiner soziologischen Methode die Konstante, das präzise Gerüst.

Eine Momentaufnahme also mit viel Leben, mit Bewegung! Die Monate des gegenseitigen Kontaktes und des Gesprächs lösten in den Gruppen Fragen aus: wo denn ihr geistlicher Ort sei, wie ehrlich ihr Zusammenleben, wie verantwortet ihr Zusammenwirken. Man gestand sich ein, wie wenig eigentlich solches in der Gruppe bisher bedacht worden sei, wie wenig ausgesprochen. Dann und wann gelang eine heilsame Läuterung. Doch offene Konflikte blieben nicht aus. Einige Male kam Schwieriges, beinahe Unlösbares ins Gespräch. Ich wurde ins Vertrauen gezogen. Man erfrag meine Ansicht. So hatten zwei Gruppen in dieser Zeit eine Laisierung mit all dem menschlich Schweren zu verkraften. – Einige Male reifte der Entschluß, gemeinsam mehr Geistliches zu üben, zu beten. Immer wieder bekam ich schließlich zu hören: „Gut, daß wir uns einmal über solche Dinge – in dieser Form Gedanken machen!“ Einige versicherten mir: „Wir werden davon mehr profitieren als du!“ Dankbarkeit war das vorherrschende Gefühl, als wir in den verschiedenen Gruppen den Weg zu Ende beschritten hatten.

Ein Wagnis nicht nur für andere

Manche Gruppe hatte behauptet, mit ihr sei spürbar etwas geschehen. Galt das für mich, den hörenden Gesprächspartner auch? In einem außerordentlichen Maß sogar.

Zuerst hatte ich zu lernen, daß manches Schematische, manches allzu Akademische oder einseitig Spirituelle, das ich in die Befragung hineingetragen hatte, kein Verständnis finden konnte. Ich mußte – heilsam – zurückstecken. Ich hatte zu lernen, daß nur Einfaches, unmittelbar Lebbares verstanden wird und zum Denken oder Handeln anregt. Im Zuhören hatte sich so manche Illusion darüber, was eine Seelsorgergruppe leisten, bieten, was sie hergeben konnte, verflüchtigt, war Ernüchterung eingetreten. Dafür hatte mein Respekt vor diesen Gruppen, vor jedem einzelnen in ihnen und vor seiner Eigenart etwas seltsam Ehrfürchtiges gewonnen. Schließlich hatte ich ahnen gelernt, welche Kunst es bedeuten muß, zuhören zu können – aktiv, ganz so, daß man als echter Gesprächspartner seinen Teil zu schenken vermag.

Zu erahnen vermochte ich jetzt auch, wie vielfältig eine seelsorgerliche Spiritualität gelebt werden kann. Ich erkannte, wie vielfältig ihr theologisches Fundament, aber auch ihre menschliche Voraussetzung schon immer waren. Ich wurde gewahr, wie sich das alles inmitten einer rasenden Säkularisierung und in der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichsten Geistesrichtungen in eine verwirrende Vielfalt zu zergliedern beginnt. – Die Gegensätze, mit denen ich laufend konfrontiert wurde, brachten mich selbst in eine innere Zerreißprobe: Wo ist da Orientierung zu finden? Wo Mitte? Ich begann mich zu fragen: Wie können Seelsorger von so gänzlich verschiedenen Positionen aus im gleichen Presbyterium drin noch miteinander sprechen? Wie werden sie verkünden? In welcher Vielfalt wird ihre Saat aufgehen? Und doch blieb der Respekt vor einem jeden. – Wie meine Gesprächspartner hatte ich mich auf die Suche nach seelsorgerlicher Identität begeben, nach Wahrheit, nach Ganzheit. Ich begann sie zu suchen in den Menschen, in ihrem Ausdruck, in Gesprochenem, in Formen, im Gebet und in der lobenden Feier.

Auf dem Weg zur Deutung

Schon im Zuhören versuchte ich zu ordnen, zu deuten, Sinn zu finden, auch im Gegensätzlichsten. Was aber nun? Alles lag da: unendlich lange Protokolle unserer Gespräche. An die zweihundert Gesprächsstunden hatte ich vom Band in ein Wort-für-Wort-Protokoll bringen müssen. Dieser Text bot sich nun an, zur Deutung. Ein neues Abenteuer, zu sichten, zu verstehen – ohne jemandem das Wort im Mund umzudrehen, ein spannendes Unternehmen schließlich zu vergleichen! All das war zu leisten, um besser zu erkennen: Was benötigt eine kleine Gemeinschaft von Seelsorgern, um in ihrem Glauben und in ihrem Verkündigungsauftrag drin zu wachsen? Unter welchen Bedingungen kann sie geistliche Gemeinschaft sein und als solche wirken? Schon bald hatte ich erfahren können, daß viel weniger an technischem Vermögen, an organisatorischem Aufwand erfordert ist, als ich ursprünglich dachte. All das ist nicht auszuklammern. Vorrang gewann jedoch die Frage: In welche Richtung steuern wir geistlich? Nichts hatte meine Gesprächspartner so sehr interessiert wie die unmittelbaren Fragen zur Spiritualität. Diese Einsicht sollte einen Leitfaden abgeben für alles andere, sollte Richtmaß der Deutungsarbeit sein.

Nach Spiritualität fragen, das hieß überall: Identität suchen, Mitte finden. Schon gewußt? Öfters gehört! Immer als Rezept, theologisch gut geboten. Ich konnte es vorher nicht in dieser Eindringlichkeit wissen. Ich mußte es in dieser lebendigen Vielfalt erfah-

ren. Ich meine nun besser zu spüren, was geistliche Theologie *auch* zu leisten hätte: gut hinzuhören, den Glaubensvortrag abzuhören – nicht den theologisch destillierten, sondern den sehr konkreten, auch den mangelhaft geglückten, und daraus bescheidene Bausteine für eine geistliche Pädagogik herauszulösen – nach dem Richtmaß der Frohen Botschaft. Das ist noch einmal nicht neu. Mir scheint, ich habe es an einem vitalen Punkt unseres kirchlichen Lebens neu entdecken dürfen.

Martin Kopp, Zürich

EINÜBUNG UND WEISUNG

Hinführung zum Kreuzweg

Was bewegt uns, den Kreuzweg zu gehen?

I. Gedächtnis – Dank

Was hat diesen kirchlichen Brauch überhaupt entstehen lassen? Wenn wir tief genug graben, müssen wir sagen: Der Auftrag Jesu an seine Jünger „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“.

Gewiß, da war unmittelbar die Eucharistie gemeint, die durch alle kommenden Zeiten hin gefeiert. Aber wenn Jesus in die Mitte unseres erlösten Daseins sein Gedächtnis einstiftet und wenn dieses den neuen Bund begründet und enthält, dann kommt darin auch zum Ausdruck, welche Bedeutung Gedächtnis überhaupt für uns vergängliche Menschen hat. Jesus wußte, wie vergeßlich wir sind und daß wir nichts nötiger brauchen, um treu zu bleiben, um den Bund nicht zu brechen, als die Erinnerung: „– damit ihr nie vergesst, was meine Liebe tut“, wie ein Kirchenlied sagt.

Es können ja wunderbare Dinge in meinem Leben geschehen sein; einer kann, um mich aus Sümpfen und Abgründen zu retten, seine ganze Existenz für mich ins Spiel gebracht und an mich hingewagt haben, – eines Tages ist das alles wieder zugedeckt, wie ein blühender Garten oder ein reifendes Ährenfeld von Vulkanasche; anderes, unendlich weniger Wesentliches drängte sich mir in den Blick, ins Herz, begann mich zu besetzen, ich gab die Perle wieder für den Glasstein her.

Damit sich dieser entsetzliche Undank nicht durchsetze, hat Jesus, da er die Seinen liebte, sie bis ans Ende geliebt; er hat begonnen, sich nicht nur für sie hinzugeben, sondern in den sinnfälligen Zeichen des Mahles in sie hineinzuschenken.

Die immer neue Erfahrung dieser Liebe ist es, die uns drängt, wie es schon die Evangelisten drängte, die Urkirche drängte, den Stationen des Leidens und Sterbens Jesu nachzugehen, sie mit dem inneren Auge wieder und wieder zu schauen, zu meditieren, ihre Spuren dem Herzen einzugraben.